Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Die Preis-Novelle
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574788

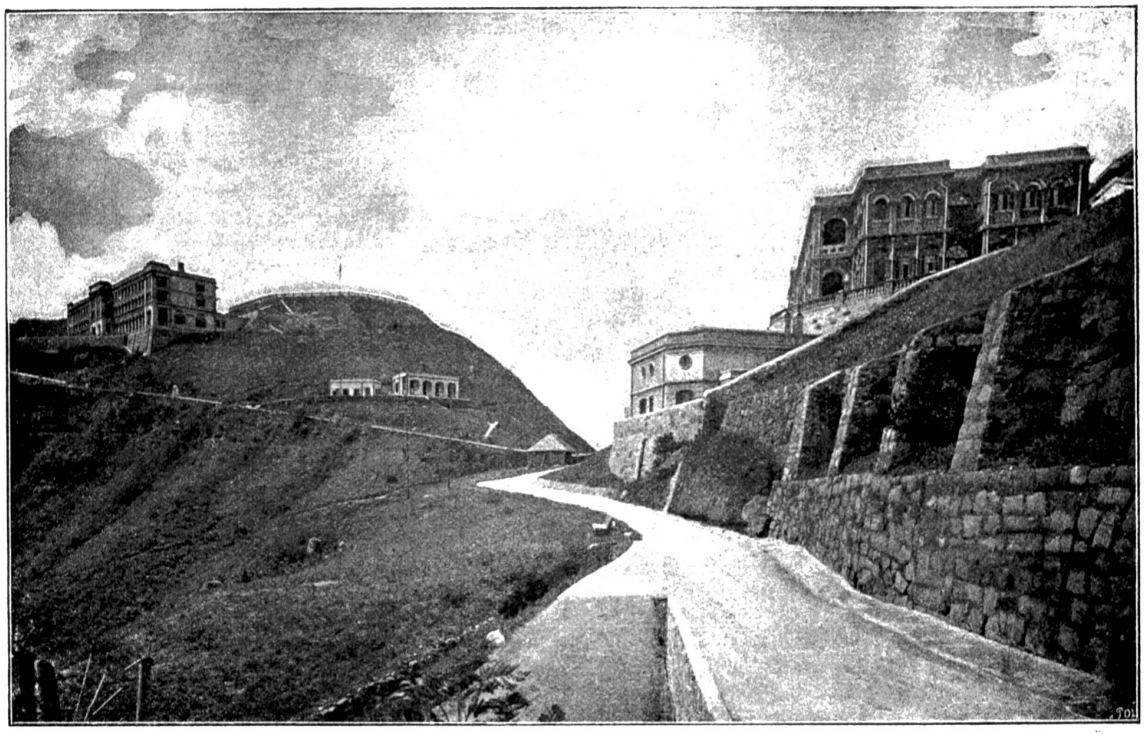
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Neues Hotel auf dem Peak und Signal-Mast in Hongkong.

Die Preis-Novelle.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Jonathan**, Zürich.

(Schluß).

Tief ergriffen hatten Max und Julius den Worten des Wirtes gelauscht. Röschen hatte Thränen in den Augen, und selbst ihre Mutter, der die Einzelheiten bekannt waren, konnte ihre Bewegung bei der Erinnerung daran nicht verbergen.

Doch niemand sprach ein Wort und man wartete schweigend ab, bis Herr Becker sich etwas Ruhe gegönnt hatte, um seine Erzählung zu Ende zu führen.

Mit leise zitternder Stimme sprach er weiter:

Eine ungeheure Menschenmenge folgte dem Leichenzuge. Mit Gewalt mußte man einen schneeweißen Mann mit hageren, eingefallenen Zügen davon abhalten, dem Sarge nachzuspringen. Das war Hermann. Sein Haar war über Nacht gebleicht.

Der alte Rheder überlebte jenes Ereignis nicht lange. Seine Frau war schon früher gestorben, als noch Hermanns Haus im sonnigsten Glücke strahlte. Im kommenden Frühjahre geleitete man den alten Mann zu seinem letzten Ruheplätzchen, und damals war es, als Hermann und sein Freund, mit dem er einst nach Amerika auswandern wollte, das letzte Mal beisammen waren. Hermann sprach kein Wort, nur bevor sie sich trennten, sagte er: „Es wäre besser gewesen, wir wären damals hinüber-

Im Botanischen Garten (Public garden) zu Hongkong.

gegangen." „Wer weiß?" war alles, was der andere entgegnen konnte.

Hermann verreiste. Zwei Jahre lang blieb er fort, er durchsuchte alle fünf Weltteile, nach seinem Kinde. Der deutsch-französische Krieg war mittlerweile ausgebrochen und zu Ende geführt worden, bevor er wieder in das verlassene Haus einzog, ohne irgend etwas gefunden zu haben.

Da kam aus Metz eine Kunde, die ihn aufs heftigste erregte. Ein französischer Soldat, der nur noch den rechten Arm hatte, brachte sie ihm. Der Mann erzählte, daß er in jener denkwürdigen Schlacht Mann an Mann mit einem gekämpft habe, den er nicht für einen Franzosen gehalten, trotz seiner vortrefflichen Aussprache. Eine deutsche Granate, die vor ihnen platzte, habe sie beide verwundet. Dem Prussien, der gegen sein eigenes Vaterland focht, hatten die Splitter beide Beine verletzt, aber er war von kräftiger Statur, und wie sie beide so dalagen, gefoltert von Schmerzen und vom brennendsten Durste des Fiebers, in der unheimlichen Nacht, da habe jener Deutsche angefangen, wirre Worte zu stammeln von einem Morde, den er auf der Seele habe, und von einem geraubten Kinde. Er schien mit jemand zu sprechen, den er in seinen Phantasien sehen mußte und versicherte ihn, daß das Kind noch lebe, er habe es bei einer deutscher Familie in Amerika untergebracht. Zuletzt nannte er noch Hermanns Namen und trug, in einem lichten Augenblicke, dem Kameraden auf, nach Hamburg zu gehen, man werde es ihm reichlich lohnen. Dann seien ihm, dem Franzosen, die Sinne geschwunden.

Als er wieder erwacht war, hätte er sich im Spital gefunden. Der zerschossene Arm war ihm mittlerweile amputiert worden, und nach Wochen erst konnte er sich nach dem Manne erkundigen, der mit ihm gefallen sei. Er habe ein grauenhaftes Ende gefunden, so habe man ihm erzählt.

In jener schrecklichen Nacht, in der man ihn, den Franzosen, vom Schlachtfelde aufgelesen, seien, bevor die Aerzte Zeit hatten, nach den Verwundeten zu sehen, Leichenräuber gekommen. Der Deutsche, dessen Verwundung eigentlich keine lebensgefährliche war, habe nach Hilfe gerufen, und wie da das unheimliche Gesindel die deutschen Laute hörte, von dem Manne in der französischen Uniform, da habe die entmenschten Diebe die helle Wut gepackt, und sie zertraten buchstäblich den verwundeten Mann. Noch war er nicht tot. Schauerlich tönten die Jammerrufe und das Wehgeschrei nach Erbarmen durch die finstere Nacht.

Gegen Morgen wurden die Verwundeten aufgelesen. Jenen Deutschen ließ man als tot liegen und er wurde nachher mit den Leichen auf die großen Wagen geladen, die man den Gräbern zuführte. Als man seinen Körper versenken wollte, fand man, daß er noch lebe, die Finger waren in das eigene Fleisch krampfhaft vergraben und die Augen vom Wahnsinn der größten Todesangst aus ihren Höhlen getreten. Die an schreckliche Szenen gewöhnten Männer wurden bei dem grauenhaften Anblicke starr vor Entsetzen. Man schaffte den Verwundeten ins Lazaret, die Aerzte nahmen ihm beide Beine ab, da mittlerweile der Brand hinzugetreten war und verbanden die vielen von den Leichenräubern herrührenden Wunden. So lebte der Mann noch fünf Wochen, ein Wahnsinniger, der in den wenigen lichten Momenten die Aerzte und Wärter aufs herzzerreißendste bat, ihn doch zu töten, um ihn von seinen furchtbaren Leiden zu erlösen.

Sein Nationale war leichter festzustellen gewesen, als man ursprünglich glaubte, da er ein falsches Auge hatte und eine Narbe auf der Wange. Gasser war der französischen Armee beigetreten, um gegen die Deutschen zu kämpfen, die er in Hermann haßte.

Dies erzählte der französische Soldat dem armen Hermann, der nur die Hoffnung hatte, daß sein Kind vielleicht noch am Leben sei. Er eilte mit dem Franzosen nach Metz und ruhte nicht, bis er nach langem Fragen und Reisen die Aerzte und Wärter gefunden, aber er erfuhr nur, daß der Wahnsinnige den Aufenthaltsort des Kindes nicht angegeben habe. Er bezahlte den Mann reichlich und kehrte bitter enttäuscht nach Hamburg zurück.

Niemand, der den Armen früher gekannt hatte, wollte glauben, daß dies derselbe Mann sei, der vor wenigen Jahren einer der Glücklichsten war. Er gab sich ganz seinem großen Geschäfte hin, arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend und Tag für Tag, bis heute noch, pilgert er zum Friedhof, der sein Liebstes birgt. Seine vielen Angestellten hängen an ihm wegen seiner Milde, und die bei ihm schon zwanzig Jahre thätig sind, behaupten, er habe sich seither nicht verändert, gerade so weiß und gebeugt wie jetzt sei er damals gewesen, er sei seither kaum noch gealtert. So zahlreich seine Freunde sind — und jeder muß das werden, der mit ihm in Berührung kommt — er duldet keinen um sich, nicht aus Abneigung gegen die Menschen, sondern um mit seinem Schmerze allein zu sein.

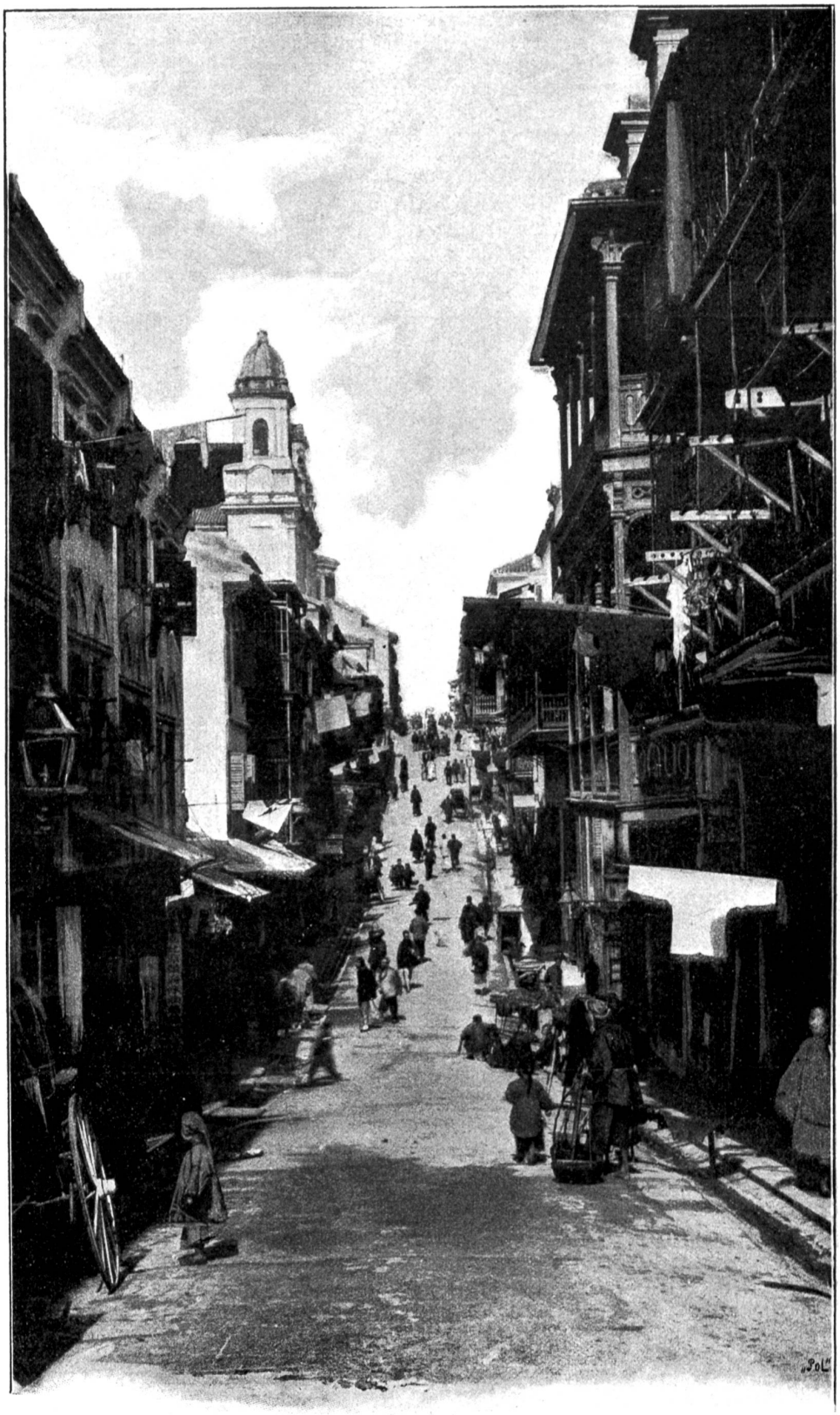
Vor etwa fünfzehn Jahren nahm er ein kleines, damals etwa fünfjähriges Kind zu sich, ein Mädchen von armen, aber braven Eltern, er glaubte eine Aehnlichkeit zwischen seiner Frau und der Kleinen zu sehen und gab nicht eher nach, bis die Eltern einwilligten, daß er das Kind adoptiere. Eine Tante der Kleinen, die Witwe eines Mittelschul-Lehrers, übersiedelte mit in das große Haus, und die junge Dame, denn das ist sie unterdessen aus dem Mädchen geworden, kann oft hier mit der Tante gesehen werden. Es besteht wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit zwischen ihr und der armen Florry. Sie soll von einer seltenen Herzensgüte sein, dabei bescheiden und dem armen Hermann ein wahrer Trost. In ihrer Nähe wird er heiterer und mit ihr soll er sich stundenlang von seinem Sohne unterhalten. —

„Das ist die Geschichte des Mannes, von dem ich glaube, daß er jenen Preis ausgeschrieben hat", schloß Papa Becker seine Erzählung, „und sagen Sie nun selbst, Max, ob Sie noch glauben, daß jener arme Mann ein Sonderling sei?"

„Nein, Herr Becker, ich schäme mich meiner vorlauten Bemerkung. Ich halte den armen Hermann für einen der Bedauernswertesten, Unglücklichsten von ganz Hamburg."

„Und Sie, Herr Gerich, glauben Sie den Stoff verwerten zu können?

Nachdenklich antwortete der junge Schriftsteller: „Sensationell genug ist er. Er kann mir als das Gerüste zu einer größeren Arbeit dienen und der ver-

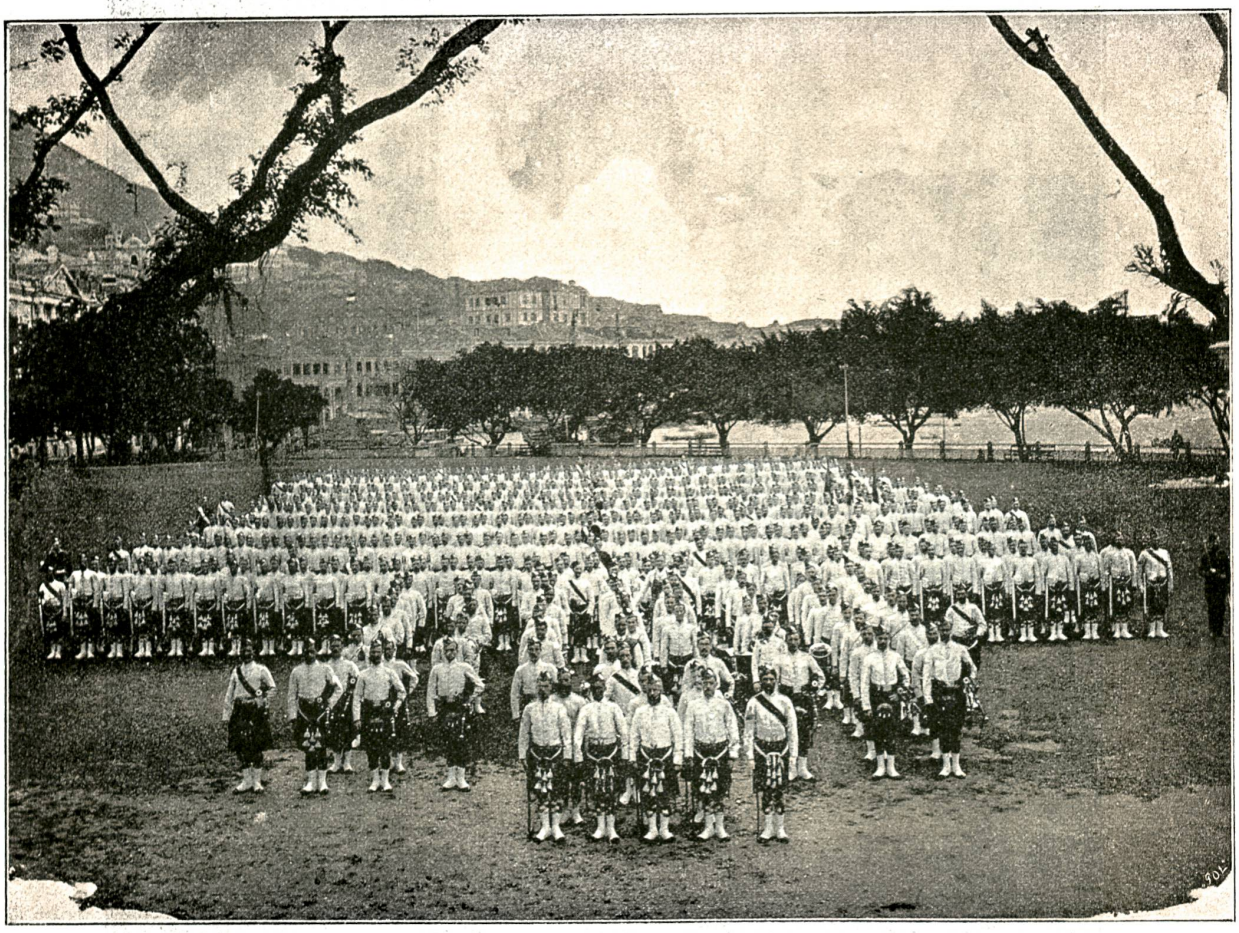


Straße im chinesischen Viertel in Hongkong.

worfene Charakter Gassers läßt sich dankbar behandeln. Die schurkische Handlung des Menschen bietet einen ausgezeichneten Vorwurf zu einer feinen psychologischen Zeichnung, und der Umschwung in seinem Seelenzustande, der ihn veranlaßt, dem Weibe, das er so rasend liebte, den größten Schmerz zuzufügen, ist verlockend genug, um sich daran zu wagen. Solchen Typen begegnet man leider sehr oft. Die Anlage einer brutalen, sinnlichen Natur im Verein mit einer verdorbenen Erziehung führt zum Verbrechen. — Ich würde freilich manches daran ausspinnen müssen, den Schauplatz wo andershin verlegen, um nicht peinliche Erinnerungen in der Seele jenes Mannes hervorzurufen, für den Fall, daß ich wirklich das Glück hätte, den Preis zu erhalten."

„Aber wer ist jener Mann, Papa?" fragte Röschen voll Neugierde, „sage uns doch, bitte, den Namen."

Herr Becker besann sich, dann sagte er langsam: „Es liegt kein Grund vor, ihn zu verschweigen. Der vom Schicksal so schwer geprüfte Mann ist jedem Hamburger dem Namen nach bekannt, auch euch! Die Mutter kennt ihn so gut als ich, denn er ist der vor Jahren schon wegen seiner Wohlthätigkeit und seiner Verdienste um das deutsche Handelswesen geadelte Hermann von Truchsal. Jener andere, der vor dreißig Jahren mit



Große Parade englischer Truppen (Highlander) in Hongkong.

ihm auswandern wollte, jener andere — bin ich selbst!"

Alle sahen sich an. Max und Julius wechselten einen raschen Blick und als Röschen nach einer Pause sagte: „Herr Gerich, Sie sind uns auch noch einen Namen schuldig," da antwortete er leise und zögernd: „Anna von Truchsal."

Wieder schwiegen alle. Das Zusammentreffen der beiden Namen war zu überraschend gekommen, nur Papa Becker schien noch seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich wieder in jene Zeit versetzt, da er mit Hermann am Grabe Florrys stand, und setzte, wie im Selbstgespräch, seine Gedanken laut fort: „Man vermutete, daß Gasser sofort nach dem Verbrechen nach Amerika geflüchtet sei, denn ein Pariser Glastechniker und Erzeuger künstlicher Augen, der erste in seinem Fache, hatte etwa vier Wochen vor dem gräßlichen Ereignisse den Besuch eines Deutsch-Amerikaners erhalten. Derselbe ließ zwei Augen anfertigen, da er, wie er sagte, so täuschend ähnliche in Amerika für keine Summe erhalten könne. Jener Pariser hat es so weit gebracht, daß er der Natur das Möglichste abgelauscht hat. Farbe und Glanz sind wunderbar nachgeahmt, aber sie verlieren beides nach etwa sechs Monaten. Hier hätte er das Kind auch schwerlich verbergen können; später, vielleicht während der Kriegsjahre, gieng es schon leichter, denn Wilhelm hatte ein besonderes Mal. Aber wer in dem großen Deutschland dachte nach zwei Jahren noch an diese Einzelheiten?"

Julius wurde geisterhaft blaß, er zitterte am ganzen Körper, große Perlen traten ihm auf die Stirne und alle sahen ihn erstaunt an. Er ermannte sich und sagte: „Meine guten Eltern kamen anfangs des Jahres achtzehnhundertsiebenzig von Amerika herüber. Der Vater fiel im Kriege. Wie war jenes Zeichen und wo?"

Da starrte Herr Becker den jungen Mann mit weitaufgerissenen Augen an und rief: „Ja, du lieber, gütiger Himmel! War ich denn blind? Diese Aehnlichkeit! Der ganze Hermann! nur schwarz! Das Muttermal ist unter der Schulter, da wo der Verruchte seinerzeit Florry packte, tiefbraun und wie eine Faust!"

Julius stürzte zu Boden. Max beugte sich über Röschen, das zu weinen begann, und geleitete sie und die Mutter, die ebenfalls ob der wunderbaren Entdeckung aufs heftigste ergriffen worden war, in das Nebenzimmer. Herr Becker beschäftigte sich mit Julius. Er öffnete ihm den Rock und das Hemd und wusch ihn mit kaltem Wasser. Da sah er auch das untrügliche Kennzeichen. Der Schwäche-Anfall — hervorgebracht durch die letzte große Aufregung, im Verein mit den vielen Nachtwachen, den Enttäuschungen und den so ungünstigen Aussichten, sein Werk in Druck zu sehen — gieng bald vorüber. Ein Glas kräftigen Weines brachte ihn vollends zu sich. Max gesellte sich zu ihnen. Der stets heitere Komponist brachte die richtige Stimmung mit.

„Julius!" rief er, „Wilhelm! — Herr von Truchsal! Erbe eines fürstlichen Vermögens und eines stolzen Namens! Glückskind von Gottes Gnaden! Habe ich Dir nicht seit jeher alles Beste für Deine Zukunft vorausgesagt? Doch so etwas hätte ich doch selber nimmer erwartet!"

„Lassen Sie ihn doch sich erholen, Max!" rief Herr Becker mit froher Miene. „Sie sind ja ganz aus dem Häuschen! Man sollte meinen, Sie seien der gefundene Sohn!"

„Nein, nein! Ich bin ganz zufrieden mit dem, was ich heut' erhalten." Damit lief er zur Thüre hinaus, sein Weihnachtsgeschenk, das lebendige, in die Arme zu schließen.

Als Julius, oder Wilhelm wie er jetzt hieß, sich so weit gesammelt hatte, daß er wieder Herr seiner selbst war, mahnte Becker zum Aufbruch. Noch heute, sofort, wolle er dem Vater die glücklichste Stunde bereiten. Wilhelm war willenlos, wie ein Kind ließ er sich leiten. Kaum daß es ihm zum Bewußtsein kam, daß er von Frau Becker und Tochter, von Max, seinem langjährigen Freunde Abschied nahm.

Auf der Fahrt nach Herrn von Truchsals Hause überlegte Herr Becker, wie er dem Vater die Nachricht mitteilen könne, ohne ihn zu sehr zu erregen. Leicht war die Aufgabe nicht. —

Der Wagen fuhr vor. Es war gegen neun Uhr, doch das ganze Haus fast war dunkel, nur wenige Räume im ersten Stocke waren erleuchtet.

Der Diener geleitete auf Beckers nachdrücklichst geäußerten Wunsch die beiden Herren hinauf und führte Wilhelm in das erste Gemach, während Herr Becker ohne vorherige Meldung durch die geöffnete Thüre in den Speisesaal trat.

Da saßen um den festlich gedeckten Tisch Hermann und Anna mit ihrer Tante, doch für vier war gedeckt. Seit zweiundzwanzig Jahren wurde Wilhelm vom Vater erwartet. Der Weihnachtsbaum brannte.

Langsam sah der alte Mann auf. Er schien den Kommenden erst nicht zu erkennen, doch bald stand er auf und rief überrascht: „Karl, du hier? Am heutigen Abend? Was bringst du?"

Da war es vorbei mit allen Entschlüssen, denn als Hermann, von einer glückverheißenden Ahnung erfüllt, und nach einem Blicke auf Beckers strahlend Gesicht, heftig zu zittern begann, fieng er ihn in den Armen auf und sagte mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme: „Ich hab ihn gefunden!"

In der Thüre stand Wilhelm, seiner Sinne kaum mächtig, fast so erregt wie der Vater, der auf ihn zueilte und mit einem Ausruf der unendlichsten Freude seinen Sohn in die Arme schloß, als müßte er sonst ihn verlieren. Leise winkte Becker den Damen. Weder Vater noch Sohn bemerkten, daß man sie allein gelassen. Im Nebenzimmer sagte er: „Herr von Truchsal und ich sind alte Freunde. Ich weiß, wer Sie sind, Fräulein Anna und das ist Ihre Frau Tante. Ich habe mich oft nach Herrn von Truchsal erkundigt und was so im Hause sonst vorgieng. Heute habe ich nichts hier zu suchen, doch morgen kommen wir alle. Wie alles kam, wird Wilhelm schon nachher erzählen. Jetzt geh' ich nach Hause."

Wie ein Blitz war die seltsame Nachricht durch's Haus gedrungen. Die Diener und Mägde kamen herbei, den Sohn zu sehen. Der alte Kutscher, der nicht entlassen worden war, denn im Grunde genommen, traf ihn keine Schuld, bückte sich weinend über Wilhelms Hand, die er küßte. Anna und die Tante standen rückwärts, im Fenster, als Hermann lachenden Mundes rief: „Was, Kind! Das ist eine Freude! Der Mann hier, sieh' doch, das ist dein Bruder!"

Da fuhr sich Anna nach dem Herzchen und antwortete ganz leise: „Nein, nein! Nicht der Bruder! Es wäre zu schrecklich!"

Hermann traute kaum seinen Ohren, doch Wilhelm, im Gefühle der heißesten Liebe, trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte: „Noch ahnt nichts der Vater. Auch mir wär' es furchtbar, doch davon später!"

Die Tante gieng mit den Dienern hinaus. Das ganze Haus stand unter dem Eindrucke des frohesten Ereignisses, das je hätte Einzug halten können, und die einfache Frau fühlte wohl, daß sie selbst heute nach manchem werde zu sehen haben.

Der nächste Tag war ein Festtag für das Truchsal'sche Haus. Im engsten Kreise, nur mit Familie Becker und Max als Gästen wurde Wilhelms Verlobung mit Anna gefeiert. Da sagte Max lebhaft: „Julius, entschuldige, ich habe vergessen, Wilhelm! Hatt' ich nicht Recht mit der Werbung? Jetzt brauchst du wohl keinen Roman mehr?"

„Welchen Roman?" fragte Herr von Truchsal. Max ließ sich nicht zweimal bitten. Er erzählte, oft seine eigenen Scherze beifügend, daß Julius oder Wilhelm, wie man es wolle, einen Roman geschrieben habe, mit welchem er, als seinem ersten größeren Werke, vor die Oeffentlichkeit treten wollte.

Das Buch schildere das Ringen eines unbekannten talentvollen Schriftstellers und dessen stille Liebe zu einem jungen Mädchen, der Tochter eines bescheidenen, einfach denkenden Mannes. Auch in ihrem Herzen ist die Liebe erwacht, aber noch ist sie sich dessen kaum bewußt. Der weitverbreitete Irrtum, daß alle, die sich der Kunst widmen, flatterhaft und leichten Sinnes wären, beherrscht die Kreise, in denen sie aufwuchs und verkehrt; er bildet den Ausgang einer Kette von Umständen, die eine Annäherung schier unmöglich machen. Der Zufall kreuzt ihre Wege, sie bleiben beide wie gebannt stehen und ohne zu wissen, was er thut, greift er nach ihrer Hand und stammelt in abgerissenen Sätzen von seiner Neigung. In seligem Glücksgefühl lauscht sie den Worten und wehrt sich nicht, als er seine Werbung mit einem heißen Kusse besiegelt. Da erst kommt sie zur Besinnung. Wie ein erschrecktes Reh eilt sie hinweg. Zweifel nagen an ihrem Herzen, und scheu weicht sie jeder Begegnung aus. Wenn sie allein ist, ist sie von einem Sehnen ergriffen, das übermächtig wird, und dennoch fürchtet sie seine Gegenwart. In überzeugendster Wahrheit ist der Seelenkampf geschildert. Ein Angstgefühl, daß sie den jungen Schriftsteller, der so hohen Idealen nachstrebt, nicht verstehe, gesellt sich zu ihrem Empfinden und erfüllt sie mit Schmerz, aus dem sich das Bewußtsein losringt, daß sie ihn mit der ganzen Kraft ihres jungen, reinen Herzens liebe. Aus seinen Schriften hat sie ihn kennen gelernt, und ohne daß sie sich Rechenschaft darüber geben kann, ist sie in seine Darstellungskunst eingedrungen, hat sie deren Inhalt erfaßt. Ein kurzes ungestörtes Beisammensein giebt ihm die Gelegenheit zu einer nochmaligen Aussprache und als er, befangen und verlegen, in leisen Worten seinen Seelenzustand entrollt, die Qualen der ungewissen Hoffnung schildert, die seine Schaffensfreudigkeit gänzlich gebrochen, dann von seinen Aussichten spricht, daran die bange Frage knüpfend, ob sie ihm als eine treue Mitarbeiterin zur Seite stehen wolle, da tönt ein kaum hörbares „Ja" von ihren Lippen. Wie ein strahlender Stern steht der Augenblick des Glückes über den Vereinten, und in schöner Harmonie klingt das Buch aus. Die Gestalt des jungen, liebenswerten Mädchens, — schloß Max — ist Wilhelm so vortrefflich gelungen, daß man sie zu sehen glaubt, und als Vorbild hätte Anna ihm vorgeschwebt. Er dachte, auf diese Weise ihren Vater auf den Autor aufmerksam zu machen. Dann erzählte er von dem Preise, und daß er, Max, sicherlich glaube, Wilhelm würde ihn erringen.

Da sagte der Vater: „Wohl möglich, doch erhalten wird er ihn nicht. Ich bin der Spender, doch nur für arme, junge Leute habe ich ihn ausgeschrieben. Ein anderer, dem's nötig ist, wird das Geld nun erhalten. Ich werde die Summe jetzt verdoppeln."

„Doch will ich den Stoff sehr gerne verwenden," sagte schließlich Wilhelm, „nur werde ich ihn mehr als eine fröhliche Erzählung behandeln. Ueber das ‚Wie' bin ich noch nicht im Klaren, den Titel nur hab' ich, er wird lauten: ‚Die Preis-Novelle'."

Dr. Arnold Nüscheler-Usteri.

1811—1897.

Ein Leben voller Arbeit hat am 30. Oktober vorigen Jahres seinen Lauf beschlossen. Mit dem „Herrn Rechenschreiber", wie seine Mitbürger den Ehrendoktor nannten, ist der Nestor der zürcherischen Geschichtsschreiber zur Ruhe gegangen, aber sein Bild, welches dasjenige eines lauter wohlwollenden, im Dienste der Wissenschaft unermüdlichen und allezeit opferwilligen Mannes war, wird so lange leben, als es Zeugen seines Schaffens giebt.

Arnold Nüscheler ist als Sohn eines alten, geachteten Zürcher Hauses am 18. August 1811 geboren, zum künftigen Juristenstande bestimmt, hatte er die Universitäten Heidelberg und Berlin besucht; dann zog es ihn zu den Kameralien hin, auf die er sich in München und wiederum in Heidelberg verlegte. Andere Interessen drängten sich ebenfalls hervor, die Freude an allem, was Kunst und Kultur vergangener Jahrhunderte hinterlassen haben und ein lebhafter Zug zu den Naturwissenschaften. Reisen, die ihn von Deutschland und Oesterreich bis nach Dänemark und Schweden und dann wieder zurück nach Frankreich bis Havre und Toulon führten, trugen dem aufmerksamen Beobachter reiche Erfahrungen und Kenntnisse ein. Seine letzte Etappe war Paris gewesen; dort wurde er von schwerer Krankheit befallen, die den kaum Genesenen 1835 zur Rückkehr in die Heimat zwang.

Hier fieng nun das Wirken an, welches er im gleichen Maße für Staat und Vaterstadt, wie für die Wissenschaft entfaltet hat. Als gründlicher Comptable wurde er schon bald nach der Heimkehr zum Rechenschreiber, das will sagen zum Sekretär des kantonalen Finanzwesens ernannt, welche Stellung er fast drei Jahrzehnte lang mit der ihm eigenen Umsicht und Gewissenhaftigkeit versah. An anderen Aemtern und Würden gebrach es nicht, und seinen vielseitigen Anlagen entsprach die Zahl der Vereinigungen, in deren meisten er ein rühriges Mitglied war. Von all den Neigungen aber, zu deren Pflege Amt und Pflicht ein Uebriges ließen, trat mehr und mehr die Eine hervor, die zur Geschichte und Altertumskunde, welche bis ans Lebensende seine eigenste blieb.

Ein Biograph hat ausgeführt, wie bald das Amt diesen Zug auf feste Bahnen lenkte. Zu Nüschelers Obliegenheiten hat in der Wende der Dreißiger und Vierziger Jahre die Untersuchung über die Kollaturverhältnisse der zürcherischen Kirchen gehört. Das forderte zum Studium der einschlägigen Dokumente heraus, womit sich der junge Gelehrte aber nicht beschied, sondern noch weiter fuhr, indem er über den berufsmäßigen Rahmen hinaus sich auf das systematische Studium des gesamten ihm zugänglichen Urkundenmateriales verlegte und so den Grund zu einer Arbeit schuf, auf die sich nachmals zuvörderst sein Ruf begründet hat.

Es war auch eine Zeit, die solchen Bestrebungen vollauf zu Gute kam. 1837 hatte sich die Antiquarische Gesellschaft in Zürich aufgethan, in welcher Nüscheler von 1842—1856 das Amt des Aktuars versah. Noch war der liebenswürdige Vertreter zürcherischer Altertumskunde, der Pfarrer und Kirchenrat Salomon Vögelin am Leben. Ferdinand Keller stund in vollster Kraft, Dr. Meyer-Ochsner, die Brüder Schultheß, Paul und Ludwig, hatten jeder nur eine Lust, die, nach dem Alten zu stöbern. Die reichen Anregungen, welche Fremde brachten und ein freundschaftlicher Ton, der jetzt noch bei den zürcherischen „Antiquaren" herrscht, stimmten mit einem fast familiären Leben überein. Es war uns Jüngeren eine Freude, die letzten dieser Herren zu sehen, wenn sie auf dem Helmhause beim täglichen Stelldichein in Ferdinand Kellers Stüblein Funken schlugen.

In den Sitzungen dieser Gesellschaft hatte sich Nüscheler eingefunden, solange die körperlichen Kräfte ihn dazu fähig machten, und wie sich Ferdinand Keller als sein Freund benahm, hat eine Episode gezeigt, die zu den köstlichsten an jenen